

THEOLOGISCH - PRAKTISCHE QUARTALSCHRIFT

98. JAHRGANG

1950

1. HEFT

Die Nachfolge Jesu

Theologische Besinnung zu Lukas 9, 57—62

Von P. Albert Strobel OMI., Hünfeld (Westdeutschland)

Wie Jesus mit seinen Jüngern dahinzog, sprach einer zu ihm: „Ich will dir folgen, wohin immer du gehst.“ Da sagte Jesus zu ihm: „Die Füchse haben Höhlen und die Vögel des Himmels Nester, der Menschensohn aber hat nichts, wo er sein Haupt hinlegen kann.“ Zu einem anderen aber sprach Jesus: „Folge mir nach!“ Dieser entgegnete: „Erlaube mir, zuerst hinzugehen und meinen Vater zu begraben!“ Jesus aber sprach zu ihm: „Laß die Toten ihre Toten begraben; du aber gehe hin und verkünde das Reich Gottes!“ Und ein anderer sprach: „Ich will dir nachfolgen, Herr. Zuerst aber erlaube mir, von den Leuten in meinem Hause Abschied zu nehmen.“ Jesus aber erwiderte ihm: „Niemand, der die Hand an den Pflug legt und zurückschaut, ist tauglich für das Reich Gottes.“

Diese wie so viele andere Worte, die Christus vor zweitausend Jahren auf dem Boden Palästinas gesprochen hatte, waren Worte von solch unerhörter Neuheit und verblüffender Wirkung, daß sie sich tief in die Herzen der Jünger eingegraben haben. Zeugnis dafür sind die programmatischen Forderungen für das sittliche Leben des Christen, wie sie so zahlreich in den Evangelien enthalten sind. Zeugen dafür sind die Apostel, die, als Semiten an die orientalische Überschwenglichkeit gewohnt, trotzdem oft genug vor unheimlich entscheidend klingenden Worten Jesu wie auch heutige Leser des Evangeliums zurückschreckten und sie als „hart“ bezeichnen mochten.

Christus hat eben einen anderen sittlichen Maßstab als den bisher üblichen in Anwendung gebracht, den Maßstab

der Liebe. Und die absolute Liebe läßt den Durchschnittsmenschen weit hinter sich zurück, sie ist ein Ärgernis für „feine“ Leute, ein Schrecken für die Empfindsamen. Auch heute gibt es noch allzuvielen, die gerne den stets auf klare Entscheidungen drängenden Christuscharakter durch ein kitschiges und allgemein „tragbares“ Christusbild ersetzen möchten. Wie grell leuchtendes Metall verfehlen auch die Antworten Jesu an die Bewerber um seine Nachfolge ihre Wirkung nicht. Fest und hart stellen sie den Menschen vor eine kompromißlose Entscheidung und drängen zu einem entscheidenden Entschluß.

Im Laufe der Geschichte hat es immer Menschen gegeben, die Christi Worte buchstäblich aufgefaßt und buchstäblich verwirklicht haben. Darum scheint es manchem Eiferer, die mildernden Auslegungen dieser Texte hätten den leuchtenden Glanz der Herrenlehren im Laufe der Jahrhunderte verdunkelt. Aber gerade darum, weil es um Forderungen geht, die das Leben des Menschen entscheidend gestalten für Zeit und Ewigkeit, ist es so wichtig, zuerst den Sinn des Textes überhaupt zu verstehen, sonst ist die Auslegung nur Menschenwort, nicht Gotteswort. Sodann ist eine theologische Besinnung von Wichtigkeit, denn sonst ist die einseitige Auffassung eines Wortes Jesu nichts weiter als eine theologische Besinnungslosigkeit. Es sind auch diese Worte, die Jesus an die Bewerber um seine Nachfolge gerichtet hat, zuerst nach ihrem exegetischen Sinne zu untersuchen. Dann ist es möglich, im Lichte einer theologischen Besinnung, ihre Bedeutung abzugrenzen.

I. Die drei Fälle der Nachfolge Jesu

1. Der erste der drei Fälle betrifft einen Mann (nach Matthäus einen Schriftgelehrten), der selbst nach der Nachfolge begehrt. Jesu Antwort ist zunächst ein Wort über sich selbst, aber sie bezweckt, den Bewerber auf die Folgen seines Begehrens aufmerksam zu machen. Diese sind eine *unvorstellbare Armut!* Was sogar die Tiere haben, eine Stätte, wo sie schlafen können, das hat der Menschensohn nicht. Er ist unter den Menschen ein Fremdling, ein ruheloser Arbeiter. Seine Sendung zwingt ihn, ständig bereit zu sein, wenn Menschen zu ihm kommen, um Rettung zu suchen, selbst in der Nacht. Er konnte keine trennenden Wände aufrichten zwischen sich

und den Menschen, was er hätte tun müssen, um ein für ungestörten Schlaf notwendiges Heim zu errichten.

Ein Nikodemus darf ihn des Nachts um ein belehrendes Gespräch angehen (Jo 3, 1—21). Müde von einer langen Reise, belehrt er am Jakobsbrunnen die Samariterin und verschmäht die von den Jüngern herbeigebrachte Speise: „Ich habe eine Speise zu essen, die ihr nicht kennt... Für mich ist Speise, den Willen dessen zu tun, der mich gesandt hat“ (Jo 4, 1—42). Hat er auch den ganzen Tag gearbeitet, so läßt er sich noch von Müttern belagern, die ihre Kinder zu ihm bringen, und wehrt den Aposteln, die aus Mitleid mit dem Meister die Leute abweisen (Lk 18, 15—17). Wahrlich, er hat keine Stätte, wo er sein Haupt zu ungestörtem Schläfe hinlegen könnte! Zur Sendung kommen noch die Verfolgungen hinzu. Aus Nazareth verstoßen, gab er auch das Heim in Galiläa auf (Lk 4, 29). Nun ist er auf dem Wege nach Jerusalem. Soeben wurde ihm von den Samaritern eine Herberge verweigert (Lk 9, 51—53), und er weiß, daß der Empfang in Jerusalem feindselig sein wird. Wahrhaftig, Jesus konnte dem angehenden Jünger eine unvorstellbare Armut in Aussicht stellen. Selbst das streifende Wild und der flüchtige Vogel haben eine Unterkunft, die sie ihr eigen nennen können. Der Menschensohn muß das entbehren.

Zu dieser Belehrung des Bewerbers kommt aber auch ein Wort über Jesus selbst, das in der Bezeichnung seiner selbst als des „Menschensohnes“ gipfelt. Bekanntlich ist diese Bezeichnung im 7. Kapitel des Buches Daniel begründet, wo die Rede ist vom „Menschensohn“, der auf den Wolken des Himmels kommt, um die Macht einzunehmen, die soeben den Tieren, welche die Machthaber der Erde versinnbildlichen, genommen worden ist. Der danielische Menschensohn ist also eine himmlische Herrschergestalt. Dies ist wesentlich in der Selbstbezeichnung Jesu, wenngleich Jesus selbst diesen Titel in Verbindung bringt mit der tiefsten Niedrigkeit, die aus Daniel nicht herauszulesen ist. Die Antwort Jesu ist daher zugleich mit der Mahnung an den Bewerber bezüglich der Folgen seines Antrags ein Selbstzeugnis über seine Niedrigkeit. Der heimatlose, der obdachlose, der anderen dienende „Mensch“ ist in Wahrheit der „Menschensohn“, von dem Daniel redet, dem alle Herrschaft über die Welt und über die Menschen gegeben werden wird. Somit ist schon hier die christologische Spitze dieser Perikope sichtbar. Die

Antwort Jesu ist nicht nur ein Hinweis auf die Armut der Nachfolge, sondern auch eine Klarstellung: Wer in Jesu Nachfolge treten will, muß wissen, mit wem er es zu tun hat, muß wissen, wen er vor sich hat, damit er auch die notwendige Einsatzbereitschaft in die Waagschale werfen kann, um sich dem Schicksal des Weges Jesu auszusetzen (vgl. dazu auch Lk 14, 25—33).

2. Lukas berichtet wie Matthäus von einem zweiten Fall. Diesmal geht die Aufforderung zur Nachfolge von Jesus selbst aus. Im Gegensatz zum ersten aber macht der Aufgeforderte, der zudem schon ein Jünger Jesu zu sein scheint, zur Bedingung seiner Nachfolge, daß er zuvor zum *Begräbnis seines Vaters* heimkehren darf. Die Antwort lautet: „Laß die Toten ihre Toten begraben; du aber gehe hin und künde das Reich Gottes“.

Diese Antwort, die von den Toten im geistigen Sinne und von den Toten im Literalsinne spricht, gibt zu verstehen, daß, wer zu Höherem berufen ist, andere findet, die an seiner Stelle sonstige Verpflichtungen erfüllen werden. Die Toten, d. h. jene, die keine Besorgnis um das Göttliche haben (Lk 15, 32), werden die, die zu ihnen gehörten und von ihnen weggenommen sind, schon begraben. Was der Heiland nach Lukas betonen will, ist nicht so sehr die Notwendigkeit einer augenblicklichen Nachfolge, die keinen Verzug zuläßt, als die Notwendigkeit für den Jünger, von jeglichem an die Familie Gebundensein befreit und ganz den neuen Obliegenheiten hingegeben zu sein. Gewiß war das Begräbnis eine der heiligsten Liebespflichten, für die Tobias im Alten Testament als Beispiel hingestellt wurde (Tob 1, 20). Und doch ist das Begräbnis im Vergleich zur Verkündigung des Reiches Gottes das Werk geistig „toter“ Menschen. Mt 9, 23 vermittelt uns ein Bild eines solchen Begräbnisses, und wirklich ist die Gegenwart des Jüngers, der Wichtigeres zu tun hat, dabei nicht notwendig. Vielleicht hat auch noch ein anderer Grund bei der Weigerung Jesu mitgespielt. Nach Johannes Chrysostomus gehörte der Tote zu den Ungläubigen. „Mit den Worten ‚ihre eigenen Toten‘ deutet der Herr an, daß dieser Tote nicht sein Toter war. Der Verstorbene gehörte eben nach meiner Meinung zu den Ungläubigen“. Daher wäre das Weggehen des Jüngers nicht nur eine Unterbrechung in der Verkündigung des Reiches Gottes, sondern auch eine Gefahr für seine Berufung. Um diese sicherzustellen, verlangt Jesus eine radikale Trennung. Zuletzt aber dürfen wir bemerken, daß dieses Los-

lösen von der Familie auch die treue Freundschaft Jesu offenbart. Ein jeder, der in seine Nachfolge tritt, empfängt eine neue Familie. Und über diese wacht der Heiland wie über seinen Augapfel, damit niemand verlorengehe. Es ist der engere Kreis jener, von denen er in seinem hohenpriesterlichen Gebete gesagt hat: „Ich habe sie behütet, und keiner von ihnen ist verlorengegangen außer dem Sohne des Verderbens“ (Jo 17, 12). Wer um Jesu willen arm wird, erhält das Verlorene auf eine neue Weise wieder.

3. Lukas weiß noch von einem dritten Fall zu berichten. Ein anderer sprach: „Ich will dir nachfolgen, Herr. Zuerst aber erlaube mir, *von den Leuten in meinem Hause Abschied zu nehmen*“. Jesus antwortete: „Niemand, der die Hand an den Pflug legt und zurückschaut, ist tauglich für das Reich Gottes“.

Wie der erste, kommt auch dieser Jünger aus eigenem Antrieb. Die Bedingung, die er sogleich hinzufügt, gleicht der vorhergehenden auf ein Haar. Jesu Antwort, die wieder auf eine kompromißlose Entscheidung drängt, hat das Bild des Pflügers vor Augen, der, wenn er in der Arbeit zurückschaut, krumme Furchen zieht. Eindeutig ist die Anwendung, die Jesus bezweckt: Läßt sich der Apostel durch die Lockungen früherer Bindungen und Verpflichtungen anziehen, wird er seinem neuen Amte nicht vollkommen gerecht werden. Da kann nur die kompromißlose Hingabe in den Augen Christi zählen, wie Paulus von sich gesagt hat: „Was hinter mir liegt, das vergesse ich, ich strecke mich aus nach dem, was vor mir liegt“ (Phil 3, 13). Die Begründung des Bewerbers für die Nachfolge erinnert an eine ähnliche Berufung im Alten Testament, jene des Elisäus durch Elias (3 Kg 19, 20). Dieser legte seinen Mantel auf Elisäus und hatte ihn damit mit Beschlag belegt. Elisäus jedoch sagte: „Laß mich noch von Vater und Mutter Abschied nehmen; dann will ich dir nachfolgen“. Der Prophet konnte ihm die Bitte nicht abschlagen und ließ ihn gewähren. Christus hingegen zeigt durch seine Handlungsweise, daß er eine größere Macht und ein größeres Recht besitzt, Menschen zu berufen und mit Beschlag zu belegen, daß also „hier mehr ist als Jonas . . ., daß hier mehr ist als Salomon“ (Mt 12, 41 ff.). Also ist auch hier wieder die christologische Spitze sichtbar, die ja diese ganze Perikope der Nachfolge Jesu beherrscht.

II. Theologische Besinnung

Es gilt nun, einige theologische Wahrheiten in dieser Perikope hervorzuheben und zu betonen, dann aber auch die Grenzen anzudeuten, die durch andere Worte Jesu gegeben sind oder die den Sinn genauer bestimmen können.

Hier ruft Gott selbst

Nicht jeder kann berufen wie Christus beruft. Keiner hat wie er die Macht oder das Recht dazu. Je größer die Entscheidung ist, vor die der Berufene gestellt wird, desto größer muß auch die Macht und das Recht dazu sein. Wenn Christus die Entschiedenheit seines Rufes derart zuspitzen konnte, wie es ein Elias nicht gewagt hat, so einzig und allein deshalb, weil er der Sohn Gottes ist, der „Menschensohn“. Die Perikope im Lukasevangelium steht nicht nur vor der Aussendung der Jünger, was auf die Notwendigkeiten der Verkündigung des Reiches Gottes hinweist, sie ist die logische Folgerung aus dem Bekenntnis des Petrus und aus dem Wunderwirken des Heilandes im selben Kapitel. Es drängt sich da die Wahrheit auf: Hier ist mehr als ein Prophet, hier ruft Gott selbst. Nein, es ist nicht so einfach, eine derartig kompromißlose Entscheidung im Leben eines Menschen zu verlangen. Nur wenn Gott ruft, ist sie angebracht. Nur wenn Gott ruft, darf man sich den Folgen einer äußersten Armut preisgeben. Nur wenn Gott ruft, ist es erlaubt, auch die heiligsten Liebespflichten einem höheren Dienste zu opfern. Nur wenn Gott ruft, darf man ohne weitere Überlegung die Wagnisse der Übergebühr auf sich nehmen. Ein Mensch, der anderen solche Forderungen stellt, maßt sich göttliches Recht an und ein Mensch, der blindlings diesem Rufe folgt, sündigt gegen jede Klugheit und folgt nicht dem Geiste Gottes.

Der Ruf Gottes gilt hier und heute

Es wäre falsch, solche Forderungen als allgemeines Gesetz aufzufassen, gültig für alle Menschen. Was Gott von dem einen fordert, verlangt er nicht vom anderen. Was er dort fordert, fordert er nicht auch hier und jetzt; denn er kann von uns ganz andere Dinge fordern, als man es sich wünscht. Vielleicht fordert er von dem einen, daß er reich bleibe, um das Gute in einem Kreise zu fördern; nicht alle haben das Evangelium den Armen zu verkünden. Vielleicht fordert er von dem anderen, daß er bei

seinen alten Eltern bleibe, sie zu pflegen bis zum Tode, um die Kindespflichten zu erfüllen, wiewohl er lieber weglaufen möchte, um neue Wege zu gehen, die seinem Verlangen mehr entsprechen.

Der Ruf Gottes gilt immer *hic et nunc*. Er hat Gegenwartsbedeutung; denn wie er in einem Falle kompromißlos an den Menschen ergehen kann, ebenso kompromißlos vermag er in einer anderen Lage, wenn ein anderer Gegenwartswert in Frage gestellt ist, das Gewissen zu binden. Der Ruf Gottes zur besonderen Nachfolge ergeht an den Menschen persönlich, niemals ist er absolutes Gesetz. Von diesem Menschen allerdings verlangt er eine kompromißlose Entscheidung. Die Fälle, die Lukas aufzählt, sind keine Schablone, in die man die Rufe Gottes restlos einfügen kann. Auch Nikodemus gilt als Jünger Jesu, obwohl er nie den Ruf vernommen hat, Reichtum und Familie zu verlassen, um das Reich Gottes zu verkünden.

Die Berufung — ein Rat

Die schon erwähnte christologische Spitze dieser Perikope hat auch ihren Ausdruck in der drängenden Art der Berufung gefunden, in der imperativen Form: Folge mir nach! Anderswo hat Christus zu verstehen gegeben, daß er diesen absoluten Ruf nicht als Gesetz verstanden haben will, sondern als *Rat*: Willst du vollkommen sein, gehe hin, verkaufe deine Güter und gib den Erlös den Armen; und du wirst einen Schatz im Himmel haben; dann komme und folge mir nach. Oder auch: Will jemand mir nachfolgen, so verleugne er sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich und so folge er mir nach. Diese Berufung zur Nachfolge Jesu wendet sich an Freiwillige; es geht eben um eine kompromißlose Entscheidung (Mt 19, 21). Und hat nicht Christus selbst zur Besinnung und zum Nachdenken vor dem entscheidenden Schritt geraten? Wer einen Turm bauen will, sagt er im Gleichnis, setzt sich zuerst hin und berechnet die Kosten, und ein König, der Krieg führen will, setzt sich zuerst hin und überlegt, ob er imstande ist, den Krieg zu gewinnen (Lk 14, 25—33). Deutlich genug also geht daraus hervor, daß eine Berufung, wie sie in unserer Perikope beschrieben ist, eine außergewöhnliche Tat Gottes und eine ganz persönliche Angelegenheit des auf diese Art berufenen Menschen ist. Absolut gilt nur, daß, wer sich für die Nachfolge entschieden hat, ihr auch kompromißlos treu bleiben muß.

Gott nimmt nie — ohne zugleich zu geben

Die Auslegung des Textes hat uns noch eine andere Wahrheit zu erkennen gegeben: Jesus nimmt nie, ohne zugleich zu geben. In der gläubigen Hingabe kennt er keinen Kompromiß: „Wenn jemand zu mir kommt und nicht Vater und Mutter und Weib und Kinder und Brüder und Schwestern und dazu sein eigenes Leben haßt, so kann er nicht mein Jünger sein“ (Lk 14, 26 f.). Dafür aber gibt er seinem Jünger eine neue Familie: „Wer ist meine Mutter und wer sind meine Brüder? Und er streckte die Hand aus und sprach: Siehe, das ist meine Mutter und das sind meine Brüder“ (Mt 12, 49). Der hl. Hieronymus sagt dazu: „Isti sint mater mea qui me quotidie in credentium animis generant“ (PL 26, 84). Ähnlich äußerten sich Hilarius (PL 9, 993) und Johannes Chrysostomus (PG 67, 466). Jesus will damit sagen, daß im Vergleich zu der natürlichen Familie diese geistlichen Familienbände viel erhabener und enger geknüpft sind als die fleischliche Verwandtschaft. „Um ein Beispiel für die Jünger zu sein, übt der Herr der Sittlichkeit zuerst, was er ihnen vorschreibt; er unterwirft sich selbst dem Gebote, das er aufstellt. Nicht, daß er die Kindespflichten verwerfe, aber er weiß, daß er mehr dem Dienste des Vaters geben muß als der Liebe seiner Mutter. Für seine Verwandten hat er keine beleidigende Mißachtung, aber er will lehren, daß die Bände des Geistes heiliger sind als die Bände des Blutes“ (Ambrosius, PL 15, 1678). Auch Paulus denkt an diese neue Familie, in die der Jünger Christi tritt, wenn er schreibt: „Filioli mei, quos iterum parturio, donec formetur Christus in vobis“ (Gal 4, 19). Es ist das die geistige Zeugung, von der auch Hieronymus oben gesprochen hat. Jesus nimmt nie, ohne zugleich zu geben. Feierlich hat er sich dazu verpflichtet: „Wahrlich, ich sage euch: Ihr, die ihr mir nachgefolgt seid, werdet bei der Welterneuerung, wenn der Menschensohn auf dem Thron seiner Herrlichkeit sitzt, ebenfalls auf zwölf Thronen sitzen... Ja, jeder, der Haus, Bruder, Schwester, Vater, Mutter, Kind und Acker um meines Namens willen verläßt, wird das Hundertfache dafür empfangen und das ewige Leben erben“ (Mt 19, 28—29; siehe Lk 18, 28—30; Mk 10, 28—31).